

Katharina Höftmann

Ozean

ROMAN

Diogenes

Copyright © Katharina Höftmann 2026
Covermotiv: Illustration von Guillermo Arias
Copyright © Guillermo Arias

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
120/26/852/1
ISBN 978 3 257 07393 5

*Für Ari & Ben & Oz
Und für Amit, flame heart.*

Die Geschichte der Vertreibung aus dem
Paradies drehten wir um.
Wir liebten zwischen Disteln und Dornen
in Trauer und Glück.

Nach vielen Jahren trafen wir uns wieder.
Ohne Schmerz. Jeder mit seiner Ruhe.
Das war das Paradies.
Doch das war auch die Hölle.

Jehuda Amichai

Eine Kleinstadt in Brandenburg, im Frühling 1951

Friedchen

Mutti, kein Papier«, der kleine Junge hockte auf dem Klo und seine Beine baumelten in der Luft.

Friedchen schaute ihren Sohn mit leicht zusammengekniffenen Augen an. »Recht hast du«, sagte sie und spürte, wie die Worte schon etwas wellig aus ihrem Mund flossen. Das ergab sich so, nach zwei, drei Schnäpsen. Sie war keine große Trinkerin. Regelmäßig, ja. Viel, nein. Konnte sie gar nicht ab. Wohin sollte sie das auch stecken? Gerade mal einsuffzig war sie. Klein und kompakt. Ja, Fett hatte sie, hier und da, an all den richtigen und falschen Stellen, ihre großen Brüste warfen sie fast um, wenn sie sich vorbeugte. Aber in der Masse trotzdem nicht genug, um viel Hochprozentiges zu vertragen. Friedchen wusste das. Hatte ja oft genug überm Klo gehangen. Damals, als sie noch jünger war. Jetzt trank sie immer höchstens vier Kurze. Höchstens vier, das war's. Der fünfte zwang sie meistens in die Knie. Vier Schnäpse waren weich wie Zuckerwatte, fünf waren Karussell, sechs: erst Chaos, dann Licht aus auf dem Rummelplatz.

Friedchen stemmte die Arme in die Hüfte. »Sigger, bleib

mal hier sitzen, ich geh Toilettenpapier holen.« Sie machte auf dem Absatz kehrt, kam dann aber noch einmal kurz zurück und wies ihn mit erhobenem Zeigefinger an: »Nicht weglaufen!« Damit verschwand sie in den Bauch der Kneipe. Hätte sich jemand die Mühe gemacht, den Weg abzugehen und dabei zu zählen, wie oft er einen Fuß vor den anderen setzte, wären zwölf Schritte dabei herausgekommen. Zwölf Schritte, wenn man klein war wie Friedchen, vielleicht auch 14, 15. Das war der Weg, der zwischen der Toilettenkabine und dem Tresen im Straßburgs lag. Zwölf Schritte zu viel, wenn man Friedchen Schneider, geborene Pfeil, war, denn als Friedchen am Tresen ankam, hob sie den Arm in Egons Richtung, aber statt ihn nach Toilettenpapier zu fragen, bestellte sie noch einen Kurzen. Zwei Kurze und einiges Palaver später – wirklich Produktives besprach man ja selten in diesem dichten Zigarettenrauch, der sich bei jedem Atemzug in Nase und Mund drückte und einen fast ersticken ließ; die meisten rauchten Orienttabak, nur wenige schon Filterzigarette –, befand sie sich auf dem Weg nach Hause. Sie hatte zum Glück kurz vor Karussell aufgehört und lief nun beschwingt die Hauptstraße entlang, die jetzt Bahnstraße hieß oder Bürgerstraße oder etwas ähnlich Austauschbares, nachdem man sie des Namens »Adolf-Hitler-Straße« entledigt hatte. Sie machte einen kleinen Schlenker nach rechts, einen nach links, geradeaus, geradewegs, und dann war sie auch schon zu Hause. Friedchen schloss die Tür auf und ging in die Küche. Aus dem Wohnzimmer hörte sie ihren Mann Fritz schnarchen, der war schon früher vom Straßburgs nach Hause gegangen, vertrug noch weniger als sie und schlief immer ein. Überall schlief er ein.

Vielleicht hatte sie ihn deshalb überhaupt nur geheiratet. Wer schlief, schlug nicht. Friedchen ging in die Küche, in der es noch einigermaßen warm war, und guckte aus dem Küchenfenster, vor dem ein kleiner Fliederstrauch stand, der in diesem Jahr erstaunlich früh blühte, aber leider nicht größer wurde. Sie lebten im ersten Obergeschoss, mit Blick auf die Hauswand nebenan. Von einem einzigen Fenster ihrer kleinen Zweizimmerwohnung aus, dem im Bad nämlich, konnte man einen Zipfel der Elbe sehen. Ansonsten nur Mauern und Wände. Und den nicht wachsenden Fliederbusch. Wegziehen kam aber nicht infrage. Im Erdgeschoss unter ihnen wohnten Oma Else und weitere zwei Kinder, die eigentlich zu Friedchen und Fritz gehörten. Neben Sigger hatten sie noch Hans, geboren 1936, und Heinrich, 1937. Wobei der Heinrich natürlich, also rein biologisch gesehen, nicht ... – egal, das war eine andere Geschichte. Die beiden Jungen lebten seit jeher bei Oma Else. Geplant war das so nicht gewesen, aber was passierte schon so, wie man es plante. Als Hans geboren wurde, saß Oma Else frisch verwitwet zu Hause. Und weil Friedchen nach der Geburt in ein tiefschwarzes Loch gefallen war und Oma Else helfen wollte, nahm sie den kleinen Hansi ab und zu und kümmerte sich um ihn. Aus ab und zu wurde immer öfter, bis Hansi irgendwann ganz bei Oma Else schlief und nur noch am Wochenende zusammen mit Oma Else hoch in den ersten Stock zu seinen Eltern kam, wo er Friedchen dann Mutti nannte und Oma Else Oma Else, obwohl er und Oma Else eigentlich gar nicht verwandt waren.

Friedchen hatte Oma Else in einem anderen Leben kennengelernt, und sie war die einzige Familie, die Friedchen

sich je ausgesucht hatte und die bei ihr geblieben war. Und weil sich das mit Hansi dann so eingespielt hatte, ging es mit Heinrich so weiter. Eigentlich hatte Friedchen sich nach Heinrichs Geburt fest vorgenommen, dieses Mal aus dem Loch zu klettern, aber dann geschah es so, dass Fritz den kleinen Heinrich lieber von hinten sah, weil er von vorne ein wenig zu sehr Egon, dem Wirt des Straßburgs, ähnelte. Na ja, und der kleine Heinrich, der nie verstand, warum sein Vater immer »Egon« knurrte, wenn er ihn anschaute, fühlte sich bei Oma Else auch am wohlsten. Mit Sigger hingegen hatte das alles nicht geklappt. Der war ein typischer Nachzügler, zwölf Jahre jünger als Hans. Sie hatte doch gar nicht gedacht, dass sie mit 37 überhaupt noch schwanger werden könnte! Vor vielen Jahren hatte Oma Else ihr eingebläut, wann im Monat man schwanger wurde und wann nicht. Und obwohl Friedchen sich das tief und fest eingeprägt hatte, war es zweimal schiefgegangen. Erst mit Heinrich, dann mit Sigger. Im Gegensatz zum runden Heinrich war Sigger ein schmaler Bub, dünn, immer blass. Und als der bei Oma Else nichts mehr aß und immer nur nach seiner Mutti schrie, gab Friedchen auf und verließ das Loch, in das sie gegen ihren Willen auch nach Siggers Geburt geplumpst war. Na ja, sie verließ es nie ganz und gar, aber sie streckte den Rücken durch, machte sich größer, als sie war, und lugte gerade so aus der Grube heraus.

Und so war Sigger das erste Kind, das bei ihr und Fritz wohnte. Nicht, dass der Fritz sich groß um den Jungen gekümmert hätte, aber irgendwie sah er doch zufrieden aus, wenn da morgens und abends ein Kind mit am Tisch saß, das ihm geradezu aus dem Gesicht geschnitten war.

Friedchen seufzte. Ihre Zunge fühlte sich pelzig an. Sie zog die Schublade auf und wühlte nach einem Pfeffi. Plötzlich hielt sie inne. Bei dem ganzen Gedenke über ihre Söhne beschlich Friedchen auf einmal das merkwürdige Gefühl, dass sie irgendetwas vergessen hatte. Irgendetwas fehlte. Sie brauchte trotzdem noch eine ganze Weile, bis der Groschen fiel. Erst als sie dachte, dass sie dringend mal zur Toilette müsse, bemerkte sie, *was* es war, das fehlte. Sigger. Sigger fehlte.

Sie hatte ihn im Straßburgs aufm Klo vergessen.

Friedchen riss ihren Mantel vom Küchenstuhl, der mit einem Krachen zu Boden fiel, und rannte zur Tür. Stolperte fast über ihre eigenen Füße. Hörte noch Fritz verschlafen nach ihr rufen, aber da knallte die Tür schon hinter ihr zu. Sie raste die Treppenstufen hinunter, raus auf die Straße. Uh, die Blase drückte, keine Zeit. Den Hut hatte sie auch vergessen. Schweiß brach ihr aus allen Poren. Mensch, das gibt's doch nicht!, schrie sie sich in Gedanken selber an. Ihre Füße flogen geradezu über den Asphalt. Hoch, hoch die Hitlerstraße. Nein, Bürgerstraße, nein, Bahnstraße.

»Mein Gott, wenn Adolf wüsste, dass sie ihn überall verschwinden lassen«, hatte die blöde Inge neulich gekräht, und Friedchen hatte sie angewidert angeschaut.

»In Ernst-Thälmann-Straße hätte man die umbenennen sollen«, hatte sie trocken gesagt und dann gedacht, dass die Inge eh viel zu blöd war, um diese Bemerkung zu verstehen.

Friedchen hechtete über die Kreuzung. Das Licht einer Straßenlaterne fiel kurz auf ihr halblanges aschblondes Haar, dann verschwand sie wieder in der Dunkelheit, wurde

zu einem Schatten, der an den Wänden entlanghuschte. Friedchen hatte das Gefühl, es musste schon tiefste Nacht sein. War vielleicht auch ganz gut, so sah sie niemand durch die Straßen rennen wie eine Irre. Die Kirchenglocken schlugen achtmal. Friedchen blickte kurz in den Himmel, der ihr bis eben dunkler vorgekommen war. Erst acht? Nachmittage bei Straßburgs waren tückisch, niemals fühlte sich die Zeit so an, wie sie war.

Aber gut; es war noch nicht zu spät, um Sigger und Fritz ein Abendbrot zu machen. Fritz liebte ihre Stullen. Sie hatte sich im Laufe der Jahre immer mal wieder an kompliziertere Sachen versucht. Ein Gulasch. Ein falscher Hase. Aber meistens hatten sie am Ende doch ihre Stullen gegessen. »Die schmecken einfach am besten«, hatte Fritz gemampft, und sie hatte in diesen Momenten fast so etwas wie Liebe für ihn empfunden.

Friedchen spurtete weiter. Da sah sie auch schon die Leuchtanzeige vom Straßburgs am Ende der Straße. Sig-gerrrrrrrrr, rief es in ihrem Kopf.

An der Bahnstraße 2 angekommen, riss sie die Kneipentür auf. »Friedchen! Da biste ja schon wieda«, rief Egon zur Begrüßung, »haste wat verjessen?« Sie hetzte wortlos an ihm vorbei. Zwölf Schritte, vielleicht 14, 15, waren jetzt ein einziger großer Satz. Hopp. Die Toilettenkabine flog auf. Sigger saß dort, als hätte er sich keinen Millimeter bewegt. Seine kurzen dünnen Beine baumelten in der Luft. In seinem Gesicht lag ein erstaunter Ausdruck und sie war sich nicht sicher, ob ihr Sohn erstaunt war, dass sie jetzt erst zurückkam, oder überrascht, dass sie überhaupt noch zurückkam.

»Mensch, das Klopapier«, sie haute sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

»Mutttiiii?«, rief Sigger leise, als sie auf dem Absatz kehrte-machte und wieder verschwand.

Dieses Mal kam sie sofort zurück. »Komm, Sigger, steh mal auf, heb den Po«, sie wischte die Reste ab, die schon ein wenig bröselig und trocken geworden waren, und warf das Papier in den Schlund des Porzellans. Griff nach dem Jungen, nahm ihn auf den Arm, auch wenn sie das sonst eigentlich nicht mehr machte, denn er war mit seinen dreieinhalb Jahren ja eigentlich schon zu alt, um getragen zu werden. Wie sah das aus, was sollten die Leute denken, das raunte Fritz ihr ja sowieso ständig ins Ohr, wenn sich Sigger in ihre Arme warf. Aber jetzt war es dunkel, und Friedchen war es ehrlich gesagt sowieso egal, was die Leute dachten. Und so drückte sie den Jungen, der seine Arme wie eine Dschungelpflanze um sie geschlungen hatte, fest an sich, flüsterte ihm ihre Liebe in sein kleines Ohr, um ihn vergessen zu lassen, dass sie ihn vergessen hatte, sagte ihm, sie würde ihn nie wieder irgendwo vergessen, und lief denselben Weg, den sie eben gekommen und gegangen und wieder gekommen war, mit ihrem Kind in den Armen zurück. Ihre Ernst-Thälmann-Straße runter, einen kleinen Schlenker nach rechts, einen nach links, geradeaus, geradewegs, und dann waren sie endlich zu Hause.

Das war der letzte Abend, an dem alles einigermaßen normal war. So normal es eben war, dass sie ihr Kind im Straßburgs auf dem Klo vergaß. (Ihm wäre da ja nichts passiert, sagte sie sich danach immer wieder.) Es war der letzte

Abend, an dem ihr Leben in seinen gewohnten Bahnen verlief. Aber das wusste Friedchen natürlich nicht. Sie wusste nicht, was morgen passieren würde. Niemand wusste, was morgen passieren würde, das war ja das Spannende und Hoffnungsvolle und Unheimliche an der Zukunft. Es war der letzte Abend in Friedchens Leben, an dem alles einigermaßen normal war, und sie war sich dessen noch nicht einmal bewusst.

Am nächsten Morgen stand Paula vor der Tür.

*

Fritz war wie immer jeden Morgen pünktlich um halb sechs aus dem Haus gegangen, und sie hatte sich nach dem Frühstück wieder zurück ins Bett gelegt. Sigger nagte in der Küche an einem Stück Butter herum, das sie ergattert hatte, und sie stellte sich in dem großen breiten Holzbett tot. Sigger wusste, dass Mutti morgens noch eine ganze Weile brauchte, um in die Gänge zu kommen. Da war er ruhig und beschäftigte sich mit sich selbst, das war ihre Abmachung. Sigger ging nicht in den Kindergarten, auch das, weil er nicht wollte. Der Junge hatte sich jedes Mal, wenn sie ihn da abgeben wollte, hysterisch schreiend an sie geklammert, und irgendwann waren ihr die verächtlichen Blicke der Kindergärtnerin und der anderen Mütter über geworden und sie hatte einfach aufgehört, es zu versuchen. Und so blieb Sigger bei ihr zu Hause. Nachmittags ging er manchmal zu seinen Brüdern runter. Aber nie für lang. Sie konnte die Uhr danach stellen, wie lange Sigger wegblieb. Es war

nie mehr als eine Stunde. Dann kam er zurückgerannt wie jemand, dem gerade eingefallen war, dass er zu Hause das Gas nicht abgestellt hatte. Direkt in ihre Arme. Und er wich ihr mindestens für eine weitere Stunde nicht von der Seite. Lief ihr nach wie ein kleiner Schatten. Krabbelte auf sie, sobald sie sich irgendwo hinsetzte.

Was sollte sie machen? Sie wollte ihn ja weniger verwöhnen. Wollte Sigger als Burschen erziehen, als einen, der was abkonnte. Aber Sigger war halt ein Weicher. Immer hing er an ihr. An ihrer Hand, an ihrer Hüfte, an ihrem Bein. Nur wenn sein Vater zu Hause war, riss er sich ein wenig zusammen. Aber wie viel Gezeter das von Fritz gebraucht hatte, ach, das durfte man gar niemandem erzählen.

»Mutti!!!!, da ist eine Frau an der Tür«, hatte sie Sigger irgendwann, vielleicht eine Stunde nachdem sie sich noch mal hingelegt hatte, vielleicht auch nur zwanzig Minuten später, aus dem Hausflur rufen hören. Sie war aufgestanden und hatte sich den Morgenrock übergezogen. Hoffentlich nicht die blöde Inge, hatte sie gedacht. Ihre Nachbarin kam immer mit ihrem grässlichen Sohn vorbei, um sie mit langen gehässigen Blicken zu verurteilen, weil Friedchen ihre anderen beiden Kinder bei Oma Else abgegeben hatte und weil Sigger so ein Anhänglicher war. Mit diesen Gedanken war Friedchen langsam der Stimme ihres Sohnes entgegen-gelaufen. Der öffnete die Tür bis zum Anschlag, und da stand sie plötzlich vor ihr.

Wie viele Jahre hatte Friedchen gehofft und gefürchtet, dass sie eines Tages zurückkehren würde. Als der Krieg zu Ende war, hatte sie sich bei jedem Schritt umgedreht, hatte über-

all mit den Augen nach ihr gesucht. Hatte sich immer gefragt, lebt sie noch? Und wenn ja, wo? Wird sie wiederkommen? Und wenn ja, wann? Und wenn ja, warum? Aber mit jeder Woche, jedem Monat, jedem Jahr, das seitdem vergangen war, hatte sie seltener an sie gedacht. Nein, das stimmte so nicht. Gedacht hatte sie immer an sie. Es verging kein Tag, an dem Friedchen nicht an Paula dachte. Nur ihre Rückkehr war ihr immer unwahrscheinlicher vorgekommen. Und irgendwann hatte Friedchen es gänzlich ausgeschlossen, dass sie Paula jemals wiedersehen würde.

Aber da stand sie nun. An ihrer rechten Hand einen kleinen, dunkelhaarigen Jungen. Sie, hochgewachsen wie eh und je. Eine lange Gerte Mensch. Ihre lockigen Haare kürzer. Grauer. Ein paar Falten um ihre Augen. Aber der Blick genauso herausfordernd wie damals. Das dort auf ihrer Türschwelle war ohne eine einzige Sekunde des Zweifels Paula.

Ihre Paula.

Paula, die schon lange nicht mehr ihre war.

Paula, mehr Erinnerung als Mensch. Da stand sie, die gleichen hellen Augen, die gleichen leicht hochgezogenen Augenbrauen und die Mundwinkel, die immer nach oben zeigten. Paula, Paula, Paula. Und Friedchen starrte sie völlig entgeistert an und knallte ihr dann die Tür, so stark sie nur konnte, vor der Nase zu.

Dieselbe Kleinstadt in Brandenburg,
im Mai 1932

Als Friedchen Paula traf

Sie solle unbedingt nach Paula Levin fragen. Das hatte der Herr Fabrikdirektor ihr aufgetragen. Paula Levin. Paula Levin. Paula Levin. Den Namen vor sich hinmurmeln hatte sich Friedchen auf den Weg gemacht. Sie war nicht gut mit Namen. Sie war überhaupt nicht gut mit sich erinnern, was viele Nachteile, aber natürlich auch einige Vorteile mit sich brachte. Von der Fabrikantenvilla zu ihrem Ziel waren es gut zwanzig Minuten Fußmarsch. Ihr Ziel. Das klang so positiv. So optimistisch. Ein Ziel haben. Immer vorwärts, bis zum Ziel. Eins, zwei, eins, zwei. »Weit ist der Weg zurück ins Heimatland«, fiel ihr plötzlich das Soldatenlied ein, das ihre Schwester noch lange nach Ende des Krieges für sie gesungen hatte.

*»Hoch weht die Fahne in dem Morgenwind,
So hoch, so hoch.
Viele, die ihr so treu gefolget sind,
Holt der Schnitter Tod.
Und die alte schöne Zeit,
Sie kommt ja nimmermehr.«*

Das traf es schon eher. Denn in ihrem Fall war das Ziel nicht nur etwas, wovor sie sich fürchtete, es würde auch das Ende von etwas sein, wenn auch etwas, das sie quälte. Zwanzig Minuten Fußmarsch durch die Stadt, um die Kugel, die gegen ihren Willen in der Mitte ihres Körpers gewachsen war, endlich loszuwerden. Zwanzig Minuten Fußmarsch, bei dem sie ungern gesehen werden wollte. Das hätte noch gefehlt, einem Nachbarn ihrer Eltern oder womöglich ihrer Mutter oder ihrem Vater selbst in die Arme zu laufen. Vor Fremden konnte Friedchen den Bauch einigermaßen verstecken. Mit weiten Kleidern sah sie einfach nur etwas dicker aus als sonst, rundlich war sie immer schon gewesen. Wahrscheinlich würden sogar diejenigen, die sie nur flüchtig kannten, denken, guck mal an, der geht's gut da in der Fabrikantenvilla. Wird runder und runder. Eventuell wäre es ihr sogar gelungen, ihre Mutter zu täuschen. Aber eventuell eben auch nicht, und das Risiko wollte sie nicht eingehen. Wüsste ihre Mutter von diesem Kind, müsste sie es behalten. Niemals hätte sie zugelassen, dass Friedchen das Kind weggibt. Bastard hin oder her. Da wäre ihrer Mutter schon was eingefallen. Konnte kaum die Kinder, die sie hatte, aufziehen, aber ein Kind weggeben – niemals! Da wurde sie dann plötzlich gottesfürchtig. Friedchen konnte sich nur allzu gut vorstellen, was sie ihr da alles vorgebetet hätte. Gottes Wille und so weiter. Ein Kind, das bedeutet doch Leben, Friedchen, ein Segen! Dazu ihr übertriebenes Gesicht. Die Hände wie eine Heilige gefaltet. Der Herr nimmt, der Herr gibt.

Aber Friedchen war Gottes Wille egal, und ein Kind wollte sie schon gar nicht. Und erst recht nicht so. Auch

Frau Herzberg schien nicht an einem Skandal interessiert und hatte in den letzten Wochen dafür gesorgt, dass sie die Villa kaum noch verließ. Sie hatte ihr nur leichtere Aufgaben aufgetragen, wobei Friedchen da natürlich nicht mitmachte. Sie schleppte weiterhin die Kohlen und nahm sich auch sonst nicht besonders in Acht – wozu auch, sie wollte ja kein Kind.

Was hatte sie alles in den ersten Wochen nach der schockierenden Entdeckung unternommen, um das, was sich da in ihr eingenistet hatte, wieder loszuwerden. Sogar die Treppe in der Fabrikantenvilla hatte sie sich hinuntergeworfen, ganz am Anfang gleich und natürlich, als das Ehepaar Herzberg außer Haus war. Aber Berta, die im Haus gekocht und das Krachen gehört hat, hatte sie nur kopfschüttelnd aufgesammelt und gesagt: »Nee, nee, Mädchen, so leicht wirste das nicht los. Kannst dir ja gar nicht vorstellen, was diese Dinger alles abkönnen. Hunger hab ich gelitten, damals im Krieg, dürr war ich, nur Haut und Knochen. Das Kind aber, das wuchs trotzdem. Wuchs immer weiter und weiter. Und heute müsstest du meine Irmgard mal sehen. Rund ist die wie eine Schneekugel. Würdest du nicht glauben. Diese Bälger überleben alles, die sind unzerstörbar, wie Geschwüre. Und zum Glück, denn was wär ich ohne meine Irmgard.« Recht hatte sie gehabt, die Berta. Das Kind in ihr war unzerstörbar. Egal, wie wenig sie es wollte. Trotzdem, zu einer dieser Engelmacherin genannten Frauen zu gehen und das Kind wegmachen zu lassen war von Anfang an keine Option für sie gewesen. Das waren brandgefährliche Kurpfuscherinnen, das wusste sie, seitdem vor ein paar Jahren eine gute Freundin von Anni in der Küche

einer dieser Hexen gestorben war. Mit Stricknadeln hatte man versucht, der das Kind aus dem Bauch zu treiben – und am Ende waren beide tot. Und so hatte Friedchen verzweifelt beobachtet, wie ihr Bauch von Monat zu Monat wuchs, wie ihre Brüste anschwellen und ihre Füße sich mit Wasser füllten. Bis die Klammern und Nadeln, mit denen sie Woche für Woche ihre Dienstmädchenuniform vergrößerte, nicht mehr ausreichten. Da hatte Frau Herzberg sie zur Seite genommen und gefragt, wie lange sie schon »in anderen Umständen« sei und von wem und überhaupt. Die Geschichte des »von wem und überhaupt« war natürlich eine Geschichte, die Friedchen der vornehmen Frau Herzberg im Leben nicht zugemutet hätte. Was wusste die Fabrikantenfrau schon vom Elend da draußen? Nur weil sie regelmäßig das Waisenhaus besuchte, das sie und ihr Mann in der Stadt gebaut hatten, war die Herzberg doch bei Weitem keine von ihnen. Wie hätte sie Frau Herzberg mit ihren makellosen Kleidern und den dekadenten Hüten und dem immer akkurat aufgetragenen Lippenstift erklären sollen, dass sich Männer an Frauen wie ihr einfach bedienten wie an einem Marktstand mit Kartoffeln. Und so sagte sie nur: »Das ist jetzt etwa fünf Monate her.«

»Das« war eine nette Umschreibung für den Kerl, der sie auf dem Heimweg von der Kneipe zu ihrem Elternhaus (es war einer ihrer wenigen freien Sonntage gewesen, und ihre bescheuerte Mutter hatte sie in die Kneipe geschickt, um ihrem bescheuerten Vater sein Abendessen zu bringen) unbedingt begleiten wollte. Sie hatte den wohl einmal zu oft angelächelt, was dann dazu führte, dass er sie in den Busch zerrte. Ein Fehler war es gewesen, überhaupt den freien

Sonntag in Anspruch zu nehmen. Aber die Herzbergs legten ja so viel Wert darauf, ihre Angestellten ordentlich zu behandeln, und wenn man ehrlich war, die konnten ja nicht ahnen, dass Friedchen in keinsten Weise daran interessiert war, freizuhaben. Denn freizuhaben bedeutete, nach Hause zu müssen. Und dort wollte sie ja gerade nicht hin, weshalb sie so verbittert mit Vater dafür gekämpft hatte, als Dienstmädchen bei den Herzbergs anfangen zu dürfen. Das war ihrem Vater erheblich gegen den Strich gegangen, denn erstens sollte Friedchen heiraten, und zweitens war für die Juden zu arbeiten eine Demütigung.

Zu Friedchens Überraschung hatte ihre Mutter sich dann aber für sie eingesetzt, und erst später verstand sie, dass es das gierige Weib dabei auf ihren Lohn abgesehen hatte. »Unterhalt« nannte die Schlange das. Dabei wohnte und aß Friedchen, seit sie die Stellung bei den Herzbergs hatte, gar nicht mehr zu Hause. Als sie versucht hatte, ihrer Mutter das zu erklären, hatte die ihr dreistfroh vorgerechnet, wie viele Jahre Friedchen bei ihr geschlafen und gegessen hatte, ohne auch nur einen Pfennig dafür zu bezahlen. Du meinst, als ich ein Kind war?, hatte Friedchen gedacht, aber nichts gesagt und nur schweigend die Scheine herübergereicht.

Seit ihre Schwester Anni weggezogen war, hatte sie doch nur noch ihre Mutter und ihren Vater. Und wenn man ehrlich war, denen ging es ja wirklich nicht besonders. Also zahlte sie, was ihre Mutter wollte, und zog in die Fabrikantenvilla. Das war der Preis für die Freiheit und dafür, was sie im Hause Herzberg lernte. Nicht, wie man Essen ordentlich servierte oder den feinen Leuten jeden Wunsch von den Augen ablas, das wusste sie. Das konnte sie. Ihren Vater

hatte sie ja auch von vorne bis hinten bedienen müssen, als sie noch zu Hause wohnte. Nein, sie lernte über Schiller und Goethe und Schubert und Mozart. Und ihre Lesekenntnisse, die ja wirklich nicht besonders waren, als sie vor einem Jahr in der Fabrikantenvilla angefangen hatte, konnten sich mittlerweile auch mehr als sehen lassen, und vielleicht, ja ganz, ganz vielleicht, würde Friedchen die Erste in ihrer Familie sein, die keine ungelernete Arbeiterin sein würde. Ausbildungsberufe gab es ja nun schon eine ganze Weile, auch für Frauen. Sie musste sich nur mal darüber klar werden, was sie machen wollte. Berta hatte geglaubt, dass der Beruf der Kunststopferin vielleicht etwas für sie wäre, dass die Herzbergs sie in der Fabrik sogar vermitteln könnten. Damit hatte ihr zum ersten Mal jemand so etwas wie Ehrgeiz zugesprochen. Aber als Berta ihr dann weiter erklärte, dass man fürs Kunststopfen ein gutes Auge und eine ruhige Hand bräuchte, hatte Friedchen nur gedacht, ich habe viele Sachen, und vielleicht sogar Ehrgeiz, aber eine ruhige Hand, die hab ich nicht. Friedchen hielt sich selbst für zutiefst ungeschickt. Und das nicht ohne Grund. Als ihre Mutter ihr beibringen wollte, wie man Knöpfe annäht, kassierte sie so viele Backpfeifen, dass sie am Ende die Farbe der Knöpfe nicht mehr erkennen konnte. Irgendwann hatte ihre Mutter entnervt aufgegeben, »aus dir wird eh nie wat, kannst du froh sein, wenn bald einer blöd genug ist, dich zu heiraten, immerhin, hässlich bist du ja nicht.«

Erst mit Berta hatte Friedchen einigermaßen nähen gelernt. Vielleicht hatte Friedchens Mutter sie auch deshalb so bereitwillig ausziehen lassen. Die Überraschung darüber, dass ihre nichtsnutzige Tochter eine Anstellung bei einer

der wohlhabendsten Familie der Stadt ergattert hatte, hatte in einem kurzen Moment sogar so etwas wie Anerkennung in ihrer Mutter ausgelöst (Juden hin oder her), und genau diesen kurzen Moment hatte Friedchen ausgenutzt, um mit Mutters Hilfe den Vater zu überzeugen. *Wie* sie die Anstellung ergattert hatte, das wusste Friedchen ja selbst bis heute nicht. Sie hatte die Anzeige auf der Tafel am Ende ihrer Straße gesehen: »Dienstmädchen für Fabrikantenvilla gesucht«, das Blatt kurzerhand abgerissen (weniger Konkurrenz!), sich in ihre besten Sonntagskleider geschmissen und war einfach drauflosmarschiert. Berta hatte ihr geöffnet und sie erst abwimmeln wollen: »Kannst du denn nicht lesen, Mädchen? Zum Vorsprechen sollst du erst am Dienstag um 10 Uhr kommen!« – und nee, das war es ja eben, so gut konnte Friedchen nicht lesen. Die Überschrift und die Adresse zu entziffern hatte sie Zeit und Anstrengung genug gekostet, aber Friedchen hatte gesagt: »Liebe gnä' Frau, ich weiß nicht, wo Sie herkommen. Möge Gott Ihnen ein schönes Zuhause mit großzügigen Eltern gewährt haben. Ich jedenfalls komme aus dem Feuer. Und wenn ich da nicht bald rauskomme, zerfall ich zu Asche.« Berta hatte sie verdattert, aber nicht ohne Wohlwollen angeschaut, und als sich Friedchen dann noch über die vielen Bücher und das Klavier im Eingangsbereich gewundert hatte, sagte die Köchin kurze Zeit später: »Mädchen, ich glaube, das passt. Frau Herzberg mag Menschen mit Fimmel für Bücher. Und wenn du nicht dahin zurückwillst, wo du herkommst, bist du bereit, hart zu arbeiten. Ich werde dich der Dame des Hauses empfehlen«, dann zupfte sie sich ihre Schürze zurecht und grinste zufrieden.

Und zufrieden war auch Friedchen. Ach, von wegen zufrieden, glücklich! Was war sie glücklich gewesen in den ersten Monaten. Wie die große Freiheit hatte sich das angefühlt. Abends ging sie in ihr Bett in ihrem eigenen Zimmer, in dem Wissen, dass keiner sie nachts mit Geschrei oder Schlägen aufwecken würde (manchmal verwechselte ihr Vater sie im Suff mit ihrer Mutter, dann waren die Schläge noch nicht einmal für sie bestimmt!), und morgens begann sie ihren Tag mit derselben Gewissheit. Sie hatte sogar ein Waschbecken – ganz für sich allein! Und in der Küche stand ein Herd, der immer funktionierte. Ihr Herd zu Hause war einer von denen, in die man Münzen werfen musste, damit Gas herauskam. Nur hatten sie eben nie Münzen. Aber bei den Herzbergs gab es Holz und Kohlen, und in der Vorratskammer standen Dutzende Konserven mit Etiketten so bunt wie der Regenbogen. Und das Beste war: Sie durfte sich davon nehmen, wann und so viel sie mochte. Nicht, dass sie das getan hätte. Aber es wäre möglich gewesen.

Die Villa Herzberg war für Friedchen das Paradies auf Erden. Die Villa Herzberg wäre für viele Menschen das Paradies auf Erden gewesen. Sie stand direkt an der Elbe, und im Garten wuchsen Rosen, dunkelrot und pink, die so gut rochen, dass man gar nicht an ihnen vorbeilaufen konnte, ohne die Nase tief hineinzustecken. Das war was anderes als ihr dreckiger Hinterhof, auf dem es überall nach ungewaschenen Menschen und nach dem, was aus ihnen herauskam (Kot, Pisse, Schweiß und Armut) stank. Und auf dem die Kinder aussahen, als wären sie gerade frisch von der Schicht in der Fabrik gekommen – und meistens waren sie das auch.

Irgendwann, da war Friedchen vielleicht drei Monate in ihrer Anstellung gewesen, bat Frau Herzberg sie sogar, ihr beim Tee im Garten Gesellschaft zu leisten. Und dann fragte sie sie, ob sie ihr aus dem Buch vorlesen könne, das auf dem Beistelltischchen lag, was Friedchen unter Schweißausbrüchen tat, stockend und stotternd. »Nehmt mein Haupt in euren Schoß, Leib und Seel sei hingegeben! Singt mich tot und herzt mich tot, Küßt mir aus der Brust das Leben!«, sie hatte die Verse danach auswendig gelernt. Weil es ihr so peinlich war, wie schlecht sie es beim ersten Mal gelesen hatte, und weil sie die Zeilen so mochte. Und weil das der Moment war, in dem Frau Herzberg wohl beschloss, sich ihrer anzunehmen. Denn statt sie auszulachen oder ihr verächtlich das Buch aus den Fingern zu reißen, Finger, die nun immer sauber waren, seitdem sie hier arbeitete, bis in die Nagelspitzen, sagte die Herzberg nur: »Na liebste Frieda, das müssen wir aber noch ein bisschen üben, das mit dem Lesen. Ich würde sagen, ab jetzt setzt du dich jeden Vormittag ein Stündchen zu mir, und wir lesen uns einmal quer durch unsere Bibliothek. Und das Schreiben, das Schreiben werden wir auch üben, Fräulein Frieda.« Die Frau Herzberg nannte sie nämlich nicht Friedchen, sondern Frieda.

Erst hatte Friedchen geglaubt, die Herzberg hatte sie einfach falsch verstanden, aber dann, als sie irgendwann allen Mut zusammengenommen und die Hausherrin korrigiert hatte: »Gnä' Frau Direktor, ich heiße eigentlich Friedchen, nicht Frieda«, hatte Frau Herzberg nur gelacht und abgewinkt: »Das mag sein, aber ich hatte mal eine Tante namens Frieda und die mochte ich so. Und das gefällt mir gut, ihren Namen wieder regelmäßig zu rufen.«

Und Friedchen fand das eine etwas ulkige Erklärung, aber ulkig, das war die Herzberg ja sowieso, mit ihren ganzen Gedichten, in denen es nicht nur um Liebeleien ging, sondern immer gleich ums große Ganze. Und genau deshalb mochte Friedchen ihre Arbeit in dem Haus ja so. Die Herzberg war ganz anders, als man sich so eine Fabrikantenfrau vorstellte. Manchmal spielte Wilhelm Herzberg Klavier, und dann tanzte Wera Herzberg im Foyer und griff irgendwann nach Friedchen, und sie tanzte mit. Das musste man sich mal vorstellen!

Mittlerweile hatte Friedchen die halbe Stadt durchquert, sie war, solange es ging, an der Elbe entlanggelaufen, dann durch den Stadtpark geschlichen, und jetzt konnte es nicht mehr weit sein zum Entbindungshaus. Wie hieß die noch mal, nach der sie fragen sollte? Pauline Levi? Friedchen kratzte sich am Kopf. Ihr Mund stand offen, und wäre es Sommer gewesen, hätte eine Fliege darin ein schattiges Plätzchen finden können. Nee, Paula Levin. Meine Güte, schalt Friedchen sich in Gedanken selbst, du kannst dir aber auch nüscht merken.

Friedchen war ganz aufgeregt gewesen, als der Herr Fabrikdirektor sie selbst ganz persönlich auf ihre Umstände angesprochen und sie dann ins Entbindungshaus geschickt hatte, um dort die weitere Vorgehensweise zu besprechen. »Die Tochter meines Großcousins wird Sie dort empfangen. Paula Levin. Es kann sein, dass man Sie gleich dabehalten wird, lange ist es ja nicht mehr, oder? Sie können auf jeden Fall nun nicht mehr arbeiten. Wera sagte mir, es gäbe schon ein Paar, dass sich für das Kindchen interessiert?

Kontakte über unser Waisenhaus? Na, das ist doch wunderbar«, hatte er gesagt und sie dabei wie immer gesiezt, was sie anfangs komisch und dann unheimlich respektvoll fand, weil doch eigentlich alle Direktoren ihre Angestellten duzten, und erst da war Friedchen so richtig bewusst geworden, dass sie ein Kind bekam. Jessesmaria, sie hatte aber auch einfach kein Glück. Da war sie ein einziges Mal zur falschen Zeit am falschen Ort, und das führte gleich zu so was. Als wäre zur falschen Zeit am falschen Ort sein nicht schlimm genug. Ein falsches Kind noch hinterher.

Und Frau Herzberg hatte hinzugefügt: »Frieda, da gehst du jetzt hin, erledigst das, erholst dich, und dann sehen wir uns im Sommer wieder. Bis dahin hält die Nichte von Frau Berta deine Stellung. Und wenn du wiederkommst, geht die heiraten, und alle sind glücklich und zufrieden.«

Berta hatte ihr noch mit auf den Weg gegeben, dass ledige schwangere Frauen das Entbindungshaus durch den Seiteneingang betreten müssen, und dann hatte sie Friedchen fest umarmt und aus der Küche in Richtung Ausgang geschoben. Und nun stand sie hier, am Seiteneingang, zwischen hohen Eichen und atmete dreimal tief durch, bevor sie das große, düster aussehende Haus betrat.

Sie musste Paula Levin nicht lange suchen, fand sie gleich nach zwei Versuchen. Paula war groß und schlank, auf ihrem Kopf tanzte ein Wirrwarr aus dunklen Locken, und sie trug einen weißen Kittel. Wenn Friedchen es nicht besser gewusst hätte, hätte sie gesagt: einen Arztkittel. Aber eine Frau in einem Arztkittel, das war ihr bisher noch nicht untergekommen. Andererseits: Paula trug auch weiße Ho-

sen. Und eine Frau in Hosen war Friedchen genauso wenig begegnet wie eine Frau im Arztkittel. Wenn sie genau darüber nachdachte, wusste sie nicht, was ihr absurder vor- kam – die Hosen oder der Kittel.

Paula bat sie in ein kleines Zimmer und begann sofort zu reden. Sie hatte eine glockenhelle Stimme und sprach so schnell, dass Friedchen kaum mit dem Denken hinterher- kam. Zumal es in dem engen Raum viel zu stickig war und das Kind ihr auf alle Organe drückte.

»Macht es Ihnen was aus, wenn wir das Fenster öffnen?«, fragte sie, als Paula kurz Luft holte.

»Oh natürlich!«, rief Paula und sprang auf. »Und du kannst mich gerne duzen.«

Dann begann sie, alle möglichen Fragen zu stellen, und Friedchen bemühte sich, die richtigen Antworten zu finden, ohne Paula Levin noch einmal direkt anzusprechen. Sie erklärte, dass sie 22 Jahre alt sei und wohl mittlerweile im neunten Monat sein müsse. Sie sei nur drei Mal in ihrem Leben mit einem Mann zusammen gewesen und erinnere sich deshalb sehr genau, wo, wie und wann. Und im dritten Fall: wie schlimm. Den brutalen Kerl, der sich einfach von hinten in sie hineingestoßen und dabei so fest an ihren Haa- ren gezogen hatte, dass sie dachte, er wolle sie skalpieren, würde sie nie wieder vergessen.

Paula hatte nicht nach weiteren Details der Zeugung ge- fragt – und das war Friedchen sehr recht gewesen. Statt- dessen hatte sie sich, nachdem sie die wichtigsten Antwor- ten notiert hatte, vorgebeugt und gesagt: »Du brauchst dir keine Sorgen machen. Ich werde mich um dich kümmern. Ich habe mein medizinisches Staatsexamen in Berlin abge-

schlossen und mache jetzt bei Professor Bender mein Praktikum. Aber am besten hältst du dich an mich und an die Hebammen. Die wissen, was sie tun.«

Friedchen hatte sie misstrauisch angeschaut. Alles daran kam ihr merkwürdig vor. Dass diese große fremde Frau so vertraulich mit ihr sprach. Dass sie schon auf dem Weg war, Ärztin zu werden. Dass sie sie indirekt vor dem Arzt zu warnen schien. Und überhaupt war sie so nervös, so überfordert, dass sich in ihrem Kopf alles zu drehen schien.

Paula sprach einfach weiter: »Ich bin vor einem halben Jahr hergekommen, mein Vater ist Gynäkologe in Berlin und hat mich über seine Kontakte hierher vermittelt. Und seit ich hier bin, bin ich nur am Arbeiten oder Schlafen. Tante Wera hat mir erzählt, dass du Heinrich Heine magst! Ich auch! ›Das ist schön bei den Deutschen: Keiner ist so verrückt, dass er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn versteht.«

Friedchen musste lächeln: »*Die Harzreise* ... die habe ich auch mit Frau Herzberg gelesen. Ich arbeite als Dienstmädchen bei den Herzbergs«, hörte Friedchen sich sagen, vielleicht nur, um irgendetwas zu erzählen, was nicht direkt mit ihrem Zustand zu tun hatte – sondern mit ihr.

»Aber das weiß ich doch!«, hatte Paula gelacht und weitergeplappert. »Onkel Wilhelm hat dich doch zu mir geschickt. Wobei der eigentlich nicht mein Onkel ist, sondern der Großcousin meines Vaters ... oder Urgroßcousin?« Sie starrte einen Moment abgelenkt in den Raum. Dann wanderte ihr Blick zurück zu Friedchen. »Und Tante Wera war ja jahrelang bei meinem Vater in Behandlung, weil sie so gerne ein Kind wollte, weswegen sie immer viel bei uns in

Berlin – oh Gott.« Sie schlug sich die Hand vor den Mund. »Vergiss, was ich gesagt habe. Ich rede wie immer viel zu viel«, sagte sie schnell und verzog ihr Gesicht zu einer Grimasse. »Bitte behalte das für dich, ja?«

Friedchen nickte. Das mit Frau Herzberg hatte sie sich natürlich schon irgendwie gedacht – wie sonst sollte man es sich erklären, dass ein so wohlhabendes Paar keine Kinder hatte? Aber trotzdem: Es jetzt ausgesprochen zu hören bedrückte sie. Die arme Frau Herzberg. Sie kam ihr sowieso schon einsam vor. Als sie ihre Stelle angefangen hatte, hatte Frau Herzberg noch hier und da Besuch empfangen, aber irgendwie war es mit jeder Woche weniger geworden. Da durchfuhr Friedchen plötzlich ein Gedanke: Hatte Frau Herzberg vielleicht ihre Freundinnen nicht mehr eingeladen, damit niemand von ihrem Zustand erfuhr? Um Gottes willen, diese arme Frau. Da wollte sie ein Kind und musste dabei zuschauen, wie eine andere eins bekam. All das Geld – und das Einzige, was die Frau Direktor wollte, konnte man nicht kaufen. Und hier saß sie, ein Schuss, ein Treffer – und sie wollte es nicht mal.

Friedchen merkte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen, und hätte sich dafür am liebsten selbst geohrfeigt. Doch nicht heulen, nicht jetzt – nicht hier, vor dieser Paula Levin in Hosen und Arztkittel. Sie ohrfeigte sich in Gedanken und wischte sich unauffällig über die Augen.

Paula kam mit so einem Ding auf sie zu, mit dem mal ein Arzt ihren Brustkorb abgehört hatte, damals, als sie dachte, sie hätte Tuberkulose – was dann aber nur eine Bronchitis gewesen war.

»Bist du geimpft? Pocken? Tetanus? Keuchhusten?«

Friedchen sah sie ahnungslos an. »Ich weiß nicht. Wir sind da ... Also bei uns zu Hause ist das nicht so. Meine Mutter hält das für Teufelszeug.«

Paula nickte. »Verstehe. Na, wir schauen mal. Ich küm-mere mich um dich. Du bleibst hier bis zur Entbindung. Lange sollte das nicht mehr dauern. Wir haben ein freies Bett in unserem einzigen Zweibettzimmer. Das habe ich dir schon reserviert, als Onkel Wilhelm mir Bescheid sagte. Brauchst dir auch keine Sorgen machen, was das kostet. Die Herzbergs spenden dafür großzügig was an meinen Chef, damit der dann wieder ein paar neue Instrumente kaufen kann, für seine«, sie stockte, »Experimente.« Ihr eigentlich so freundliches, offenes Gesicht verdunkelte sich.

Friedchen sah Paula Levin verstohlen an, während die ihr den Herzschlag maß. Sie hatte ganz ungewöhnlich schimmernde grüne Augen. Und ihre offene Art passte so gar nicht zu dem Ort, an dem sie sich befanden. In der kurzen Zeit, in der sie hier saß, hatte Paula Levin ihr schon mehrere Sachen anvertraut, die sie sicherlich niemandem erzählen sollte. Sonst ging es Friedchen selbst immer so. Also in ihrem Normalzustand. »Erst nachdenken, dann sprechen«, hatte Berta ihr immer wieder eingebläut, nachdem sie bei den Herzbergs angefangen hatte. Aber meistens hatte Frau Herzberg nur gelacht. »Frieda«, hatte sie dann gesagt, »ich mag das, dass du dein Herz auf der Zunge trägst. Da weiß man wenigstens, woran man ist.«

Jetzt gerade erkannte Friedchen sich selbst gar nicht wieder. Die Angst vor dem, was vor ihr lag, hatte sie geradezu gelähmt.

»Jedenfalls«, sagte Paula, als sie fertig war und sich wie-

der hinsetzte, »du brauchst dir wirklich keine Sorgen machen. Ich pass auf dich auf. Du kommst von den Herzbergs, und damit gehörst du praktisch zur Familie.«

Friedchen fand das etwas zu viel des Guten, wollte aber nicht undankbar erscheinen. »Danke«, sagte sie deshalb und versuchte dabei möglichst demütig zu klingen.

»Bild dir nichts drauf ein«, antwortete Paula. »Unsere Familie ist riesig. Ich weiß oft gar nicht, mit wem ich alles verwandt bin.« Und sie lachte los, als sie Friedchens entsetztes Gesicht sah. »Das war ein Scherz.«

Da musste Friedchen grinsen und fühlte sich sofort ein bisschen weniger schlecht. Paulas Art beruhigte sie. Sie hatte etwas ganz Federleichtes, durch das sich ihre eigene Situation weniger schwer anfühlte. Und sie schien sie überhaupt nicht zu verurteilen dafür, dass sie hier saß. Dafür, dass sie schwanger war und das Kind nicht wollte.

Friedchen beobachtete, wie Paula irgendetwas auf ihrem Blatt Papier notierte. »Wie alt sind Sie eigentlich?«, entfuhr es ihr – und war ihr dann gleich schrecklich peinlich. Sie kannte Paula Levin doch gar nicht. Immerhin hatte die Medizin studiert und kam aus Berlin. Und wer war sie, Friedchen Pfeil, dass sie hier so private Fragen stellte? Nur weil sie glaubte, dass sie einander ähnlich waren. Und nur weil ihre Arbeitgeber irgendwelche entfernten Verwandten von Paula Levin waren.

»Ich werde bald vierundzwanzig. Nur zwei Jahre älter als du. Und hörst du bitte auf, mich zu siezen? Wir könnten doch Freundinnen sein – und dann würdest du mich ja auch nicht siezen, oder?«

Und die Vorstellung fand Friedchen so abwegig, dass sie

laut loslachte. Nicht die Vorstellung des Siezens unter Freunden – sondern die, dass jemand wie Paula Levin mit jemandem wie ihr, Friedchen Pfeil, befreundet sein könnte.